



JAN-HEINER TÜCK · FREIBURG

DIE ZEIT WIDERRUFEN ODER: VERMÄCHTNIS EINER FREUNDSCHAFT

Zu Thomas Bernhards «Wittgensteins Neffe»¹

«Es ist ganz natürlich, dass wir nach einem Begräbnis längere Zeit an den Begrabenen denken, noch dazu, wenn er ein naher, dazu auch noch ein inniger Freund gewesen ist, mit welchem wir jahrzehntlang verbunden gewesen sind.»²

Freunde macht man nicht, sie werden einem gegeben. Eine glückliche Konstellation von Umständen, ein inspirierendes Gespräch, eine außergewöhnliche Begebenheit – das kann der Anfang einer Geschichte sein, in der der eine den anderen, der andere den einen findet, ohne sich selbst zu verlieren. Warum es gerade dieser ist – und nicht ein anderer, der zum Freund wird, ist eine Frage, die ein ganzes Bündel weiterer Fragen freisetzt. Freundschaft braucht jedenfalls Zeit, um sich entfalten zu können. Oft ist es gerade die Zeit, die man nicht hat, sich aber trotzdem nimmt, die der Freundschaft am meisten zugute kommt. Die Zeit kann aber auch Wendungen und Winkelzüge bereit halten, die eine Freundschaft auf die Probe stellen, sie in die Krise führen oder gar zerbrechen lassen. Echte Freundschaft, die nicht aus strategischem Kalkül eingegangen wird oder den anderen zur Beute der Luststeigerung degradiert, weicht diesen Wendungen und Winkelzügen der Zeit nicht aus. Sie wächst mit den Schwierigkeiten und gewinnt – so mühsam dies im Einzelnen sein mag – an Tragfähigkeit. Freunde haben alles gemeinsam (*koina ta ton philon*), sie sind ein Herz und eine Seele (*mia psyche*), ihre Gleichheit begründet die Freundschaft (*isotes – philotes*) – das sind Topoi, in denen sich die Antike das Wesen der Freundschaft zu erschließen versucht hat. Das Echtheitssiegel der Freundschaft wurde allgemein in der Bereitschaft gesehen, notfalls das eigene Leben für den anderen einzusetzen.³ Echte Freundschaft ist darüber hinaus nur wenigen vorbehalten. Es fehlt die Zeit, allen geben zu können, was man zu geben

JAN-HEINER TÜCK; PD Dr. theol., geb. 1967, Studium der Theologie und Germanistik in Tübingen und München. Wissenschaftlicher Assistent an der Theol. Fakultät der Universität Freiburg i.Br. Im WS 2006/2007 Gastprofessor für Dogmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Wien. Verheiratet, vier Kinder.

hat. Außerdem will man nicht jedem alles geben. Warum aber gibt man dem Einen, was man dem Anderen vorenthält? Das Geheimnis der Wahl, der Präferenz des Einen oder der Wenigen im Unterschied zu den vielen Anderen, kann hier nur angedeutet werden.⁴ Echter Freundschaft aber ist der Einspruch gegen den Tod eingeschrieben. Sie weigert sich, das endgültige Verstummen des anderen hinzunehmen. Ein Sich-Abfinden mit dem Tod des anderen – das wäre die Aufkündigung der Treue und Verrat an der Freundschaft, die immer das Versprechen enthält, auch über den Tod hinaus zu dauern. Der Überlebende, dem der andere hinweggerissen wird, hat die Trauer zu tragen. Nicht selten versucht er ein Gedächtnis an den Namen des Freundes zu stiften – eine Möglichkeit, auf die antike Freundschaftskonzeptionen von Anfang an spekuliert haben.⁵

Der Schmerz über den Verlust des Freundes ist in der abendländischen Literatur immer wieder zum Ausdruck gebracht worden. Man denke nur an die unvergessliche Schilderung des Augustinus, der in den *Confessiones* den allzu frühen Tod seines Jugendfreundes betrauert und bekennt, dieses Ereignis habe ihm den Blick auf die Welt eingeschwärzt.⁶ Das Hinweggerissenwerden des anderen führt zur Erschütterung des Selbst, die sich in dem berühmt gewordenen Satz Bahn bricht: «*Quaestio mihi factus sum* – Ich selbst bin mir zur Frage geworden.» Noch fehlt dem Kirchenvater die Zuversicht, dass der Freund nicht verloren, sondern unverlierbar in das Gedächtnis Gottes eingeschrieben ist – eine Zuversicht, die sich durch den Heilspessimismus der späten Jahre wieder eintrüben wird.

Ein nicht minder eindrucksvolles Zeugnis einer solchen Verlusterfahrung findet sich in der frühen Neuzeit bei Montaigne. In seinem Essay *De l'amitié* heißt es emphatisch: «Unsere Seelen sind derart einträchtig im Gespann gegangen und haben sich mit derart wechselseitiger Liebe durchdrungen, mit derart glühender Liebe bis ins innerste Innere hinein wechselseitig offenbart, dass ich nicht nur seine wie die meine kannte, sondern mich sogar bereitwilliger ihm anvertraut hätte als mir selbst.»⁷ Montaigne verbittet sich den Vergleich mit geläufigen Freundschaften. Die Singularität des Freundes und die Erhabenheit der Beziehung zu ihm werden herausgestellt, sein Verlust wird darum nicht nur als Verdunklung des Blicks auf die Welt, sondern auch als Halbierung der eigenen Existenz empfunden: «... wenn ich dieses ganze spätere Leben, sage ich, mit jenen vier Jahren vergleiche, in denen es mir vergönnt war, die beglückende Nähe und Gesellschaft dieses Mannes zu genießen, so ist es nichts als Rauch, nichts als freudlose dunkle Nacht ... Ich war schon so gewöhnt und darin eingeübt, stets ich zu zweit zu sein, dass mich dünkt, jetzt lebte ich nur noch halb.»⁸ Der Tod reißt auseinander, was zusammengehört. Die Verdopplung des Ich im anderen wird zurückgenommen. Bis in die Gegenwart reichen die Zeugnisse, in denen toter Freunde gedacht wird, um sie

dem zweiten Tod, dem Tod des Vergessens, zu entreißen. Jacques Derridas Nachruf auf Emmanuel Levinas, den philosophischen Lehrer und Freund, dem er am Grab mit gebrochener Stimme ein *Adieu* nachruft, dürfte zu den eindrucklichsten der vergangenen Jahre gehören.⁹

Menschliche Erinnerung an Verstorbene ist freilich ambivalent. Sie vermag zwar vergangene Episoden in das Bewusstsein zurückzuholen und einstige Begegnungen heraufzubeschwören, kann den Toten aber nicht zum Leben erwecken. Die *Anwesenheit* in der Erinnerung macht die *Abwesenheit* des Erinnerten nur umso schmerzlicher bewusst, daher die Nähe menschlichen Eingedenkens zu Trauer und Melancholie. Was war, ist gewesen und wird nicht mehr sein können. Nie wieder wird die Stimme des Freundes zu hören sein, nie wieder wird er anklopfen und um Einlass bitten, nie wieder werden Gespräche möglich sein, die nachholen, was versäumt wurde. Dieses *Nie wieder* zu widerrufen und dem unwiderruflich Vergangenen Präsenz zu geben, das ist ein Motiv literarischer Zeugnisse, die das abgerissene Gespräch mit dem verstorbenen Freund fortsetzen.

Der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard (1931–1989) ist für eine nicht gerade freundliche Weltsicht bekannt: exzessive Schimpftiraden, fixe Ideen und Obsessionen prägen seine Werke. Titel wie *Frost* (1963), *Verstörung* (1967), *Der Untergeher* (1983), *Auslöschung* (1986) stehen für eine Ästhetik der Negativität, die es durchaus mit der von Samuel Beckett aufnehmen kann und die von einem berufenen Kritiker als «finstere Wollust»¹⁰ titulierte wurde. Viele von Bernhards Romanen, Erzählungen und Theaterstücken sind durch eine Passion für das Abgründige und Pathologische, ja durch Verfalls- und Todesbesessenheit geprägt. In langen Monologen werden in einhämmernder Diktion Halbwahrheiten und Heucheleien gebrandmarkt, die performative Kraft seiner Sprache, der ansteckende Rhythmus seiner Phrasierung, die obstinate Wiederholung bestimmter Motive sind unverwechselbare Kennzeichen des Bernhardschen Stils.¹¹ Es gibt ein Buch, das sich von der oft übertreibenden und mitunter auch ermüdenden Persiflage – darf man sagen: wohltuend? – abhebt: *Wittgensteins Neffe*. Es ist das beinahe liebevolle Vermächtnis einer Freundschaft zwischen dem Schriftsteller Thomas Bernhard und dem Baron Paul Wittgenstein, welcher der Neffe (oder Großneffe¹²) jenes berühmten Philosophen ist, der den *Tractatus logico-philosophicus* verfasst hat.

Es kann hier nicht darum gehen, das Buch zusammenzufassen, es auf autobiographische Spuren hin abzuklopfen oder ein Porträt des ebenso genialen wie exzentrischen Paul Wittgenstein zu zeichnen.¹³ Vielmehr sei die durch Versagen bedrohte und durch den Tod unterbrochene Freundschaft in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Denn das endgültige Verstummen des Freundes – aber auch das drückende Bewusstsein, ihm im ent-

scheidenden Augenblick nicht gerecht geworden zu sein – dürfte für Thomas Bernhard der Anstoß gewesen sein, die gemeinsame Zeit dem Abgrund des Vergessens zu entreißen. Bernhard – bei aller literarischen Selbststilisierung dürfte die Unterscheidung zwischen Ich-Erzähler und Autor in *Wittgensteins Neffe* eher vernachlässigbar sein – hat das Sterben seines Freundes nicht ausgehalten und den Vereinsamten und vom Tode Gezeichneten am Ende sich selbst überlassen. Dies hat er sich im Nachhinein nicht verziehen – und man kann in diesem Sich-selbst-nicht-Verzeihen-können durchaus den *nucleus* für die Entstehung des Buches sehen. Doch greifen wir nicht vor.

I.

Freundschaft lebt vom Wohlwollen für den anderen, von Mitgefühl und Aufmerksamkeit, aber auch von Gemeinsamkeiten, die so fundamental sind, dass sie durch Differenzen nicht erschüttert werden können. Bernhard und Wittgenstein sind, was die Herkunft anlangt, zunächst so unterschiedlich, wie es größer kaum sein kann: Der eine entstammt prekären und eher ärmlichen familiären Verhältnissen und muss sich im Laufe seines Lebens Anerkennung und Ruhm erst erarbeiten. Der andere ist als Sprössling einer der renommiertesten und reichsten Adelsfamilien Österreichs gleichsam von Geburt an berühmt. Dennoch finden sich die beiden. Neben gemeinsamen musisch-kulturellen Interessen, auf die noch zurückzukommen sein wird, verbindet sie die Erfahrung, unheilbar krank und – wie Bernhard schreibt – schon oft *ans Ende des Lebens* gelangt zu sein.¹⁴ Beide haben auf ihre Weise das eigene Ende überlebt und erfahren, was es heißt, von den anderen, den Gesunden, mehr oder minder abgeschoben, ja abgeschrieben worden zu sein. Während Bernhard lungenkrank und immer wieder zu Sanatoriumsaufenthalten gezwungen ist, gilt Wittgenstein als verrückt und muss wiederholt entsprechende psychiatrische Anstalten aufsuchen, um seinen geistigen Zustand zu «normalisieren». Literarisch geschickt inszeniert¹⁵, setzt das Buch ein mit einer Schlüsselbegegnung der beiden Protagonisten auf dem Wilhelminenberg in Wien, auf dem sich ein Lungen-sanatorium in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer berühmt berüchtigten psychiatrischen Anstalt – dem Steinhof – findet. Während Bernhard im «Pavillon Hermann» die Folgen einer schwierigen Lungenoperation auskuriert und dem Votum der Koryphäen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, ist der vermeintlich verrückte Baron Wittgenstein im benachbarten «Pavillon Ludwig» einquartiert, um sich durch fragwürdige «Schlag- und Schocktherapien» (73) wieder in einen ausgeglichenen Geisteszustand bringen zu lassen. Durch eine gemeinsame Freundin erfahren beide, dass sie zeitgleich «Gefangene» des Wilhelminenhügels sind. Bernhard imaginiert zunächst ein Treffen mit seinem Freund und lässt im Kopf die bisherigen

Begegnungen Revue passieren: «Im Pavillon Hermann und letzten Endes *in Todesangst*, ist mir deutlich geworden, was meine Beziehung zu meinem Freund Paul wirklich wert ist, dass sie in Wahrheit die wertvollste von allen meinen Beziehungen zu Männern ist, die einzige, die ich länger als nur die kürzeste Zeit ausgehalten habe und auf die ich unter keinen Umständen hätte verzichten wollen. Nun hatte ich plötzlich Angst um diesen Menschen, der mir auf einmal zu meinen allernächsten geworden war, dass ich ihn verlieren könnte, und zwar in zweierlei Hinsicht: *durch meinen*, wie auch *durch seinen Tod*, denn so nahe ich selbst in diesen Wochen und Monaten im Pavillon Hermann dem Tod gewesen bin, wie ich ja letzten Ende selbst fühlte, so nahe war er dem seinigen im Pavillon Ludwig.» (59) Es kommt zu einem, wirklich nur *einem* Treffen, bei dem sich die Freunde – allen Vorschriften zum Trotz – auf einer Bank zwischen den beiden Heilsanstalten treffen, Bernhard in der Uniform des Lungenkranken, der Baron in der des «Steinhofverrückten». *Grotesk, grotesk!* – äußert Wittgenstein, um danach in einen nicht mehr enden wollenden Weinkrampf auszubrechen. In der allertraurigsten Verfassung begleitet Bernhard den Freund zurück, eine weitere Begegnung wäre für beide zur unerträglichen Belastung geworden.

Freundschaften werden immer auch von gemeinsamen Erfahrungen getragen. Beide sind von der in Wien durchaus nachvollziehbaren «Kaffeehausaufsuchkrankheit» heimgesucht. Die Cafés sind die bevorzugten Orte, an denen sich der Austausch der Freunde vollzieht. Beide verstehen sich als Einzelgänger in Absetzung zur Gesellschaft und pflegen steile Urteile über die Heuchelei der Gesellschaft und die auftrumpfende Dürftigkeit des Kulturlebens – Urteile, die teils von einer krankhaften Selbstüberschätzung zeugen, wie Bernhard selbst offenlegt: «*Wie der Paul*, hatte ich, wie ich sagen muss, meine Existenz wieder einmal übertrieben und also überschätzt und also über das Äußerste hinaus ausgenützt gehabt. *Wie der Paul* hatte ich selbst mich wieder einmal über alle meine Möglichkeiten hinaus ausgenützt gehabt, alles über alle Möglichkeiten mit der krankhaften Rücksichtslosigkeit gegen mich und gegen alles, die den Paul eines Tages zerstört hat und die mich genauso *wie den Paul* eines Tages zerstören wird, denn *wie der Paul* an seiner krankhaften Selbst- und Weltüberschätzung zugrunde gegangen ist, werde auch ich über kurz oder lang an meiner eigenen krankhaften Selbst- und Weltüberschätzung zugrunde gehen. *Wie der Paul* war auch ich damals auf dem Wilhelminenberg in einem Krankenbett aufgewacht als ein fast völlig zerstörtes Produkt dieser Selbst- und Weltüberschätzung, und vollkommen logisch der Paul in der Irrenanstalt und ich in der Lungenanstalt, also der Paul auf dem Pavillon Ludwig und ich auf dem Pavillon Hermann.» (33) Während nun Wittgenstein in seiner Verrücktheit ganz aufzugehen scheint, schlägt Bernhard aus seiner Krankheit Kapital,

indem er sie literarisch verarbeitet. Bernhard scheut sich allerdings nicht, seinen Freund auf gleicher Höhe anzusiedeln wie dessen berühmten Onkel (oder Großonkel), den Philosophen Ludwig Wittgenstein. «Der eine, Ludwig, war *vielleicht* philosophischer, der andere, Paul, *vielleicht* verrückter, aber möglicherweise glauben wir bei dem einen, philosophischen Wittgenstein nur deshalb, dass er der Philosoph sei, weil er seine Philosophie zu Papier gebracht hat und nicht seine Verrücktheit und von dem anderen, dem Paul, er sei ein Verrückter, weil der seine Philosophie unterdrückt und nicht veröffentlicht und nur seine Verrücktheit zur Schau gestellt hat. Beide waren ganz und gar außergewöhnliche Menschen und ganz und gar außergewöhnliche Gehirne, der eine hat sein Gehirn publiziert, der andere nicht» (45; vgl. auch 102f.).

Über die Erfahrung des chronischen Krankseins, die einen *anderen* Blick auf die Welt hervorruft, ist es die gemeinsame *Passion* für Musik, die seit der ersten Begegnung eine Rolle spielt. In Gegenwart einer gemeinsamen Freundin debattieren die beiden «bis zur totalen Erschöpfung» über Schurichs Interpretation der *Haffnersymphonie* (vgl. 28). Mozart, Beethoven, Schumann, Wagner, Strauß, Satie, aber auch Strawinsky, Schönberg und Webern sind Gegenstand ausführlicher Gespräche, Interpreten werden gewürdigt, Kapellmeister, Klavierspieler und Sänger verglichen, Einspielungen gehört und besprochen (oder schweigend bewundert) – Bernhards Roman *Der Untergeher*, in dessen Mittelpunkt eine imaginäre Begegnung mit Glenn Gould steht, vermittelt ebenfalls Einblicke in diese kulturelle Gegenwart, von der die Gespräche mit Paul Wittgenstein geprägt gewesen sein müssen. Das geschärfte ästhetische Sensorium geht einher mit einer teils zügellosen Verachtung für die gängige «Kulturunverschämtheit» (159), die eingeschliffenen Rezeptionsmuster des Konzert-, Theater- und Opernpublikums. Das Gefühl der turmhohen Überlegenheit verbindet die Freunde, die sich oft auch in ihren krassen Urteilen wechselseitig hochschaukeln, und zu verrückten Eskapaden fähig sind. So fahren sie mit dem Auto mehrere hundert Kilometer durch Österreich, um eine *Neue Zürcher Zeitung* zu bekommen, in der sich ein Aufsatz über Mozarts Oper *Zaide* finden soll. Sie fahren nach Salzburg, in «die *weltberühmte* Festspielstadt», aber bekommen die *Neue Zürcher* dort nicht. Sie fahren weiter nach Bad Reichenhall, in «den *weltberühmten* Kurort», aber auch dort gehen sie leer aus. Das setzt sich fort von Stadt zu Stadt. «Wenn wir nicht total erschöpft gewesen wären, wären wir sicher auch noch nach Linz und nach Passau, vielleicht auch noch nach Regensburg und nach München gefahren, und schließlich hätte es uns auch nichts ausgemacht, die *Neue Zürcher Zeitung* ganz einfach in Zürich zu kaufen, denn in Zürich, so denke ich, hätten wir sie mit Sicherheit bekommen» (89). Diese schrullige Episode ist dann gleich wieder Anlass zu Ausfällen über die provinzielle Rückständigkeit Österreichs (vgl. 89f.),

die dem Schriftsteller bei manchen Landsleuten den Ruf eines «Nestbeschmutzers» eingetragen haben. Auch über die skandalträchtige Verleihung des Grillparzerpreises, die im Buch geschildert wird, wäre manches zu sagen, doch brechen wir hier ab, um die entscheidende Szene in Erinnerung zu rufen, welche die Freundschaft zwischen Bernhard und Wittgenstein bis aufs Äußerste herausfordert.

II.

Paul Wittgenstein, der in der ersten Lebenshälfte seinen Reichtum verschwendet und ein dandyhaftes Dasein geführt hat, naht sich dem Ende. Die respekteinflößende Aura des Barons, der in maßgeschneiderten Anzügen das gesellschaftliche Parkett dominiert, ist längst verblichen, die Gesichtszüge dieses späten Nachfahren der K.u.K.-Monarchie sind bereits von Krankheit und Tod gezeichnet. Seine Freunde meiden ihn, auch Thomas Bernhard ist die heruntergekommene Eleganz, ja Erbärmlichkeit Wittgensteins nur schwer noch erträglich. Immer seltener meldet er sich. Nach einem gemeinsamen Besuch im Café Bräunerhof, über dem Wittgenstein seit Jahren wohnt, kommt es zur letzten Szene, die einem Abschied *vor* dem Abschied nahekommt. Wittgenstein, schon in trostlosem Zustand, bittet den Freund, mit in seine Wohnung hinaufzugehen. Beide schleppen sich keuchend die Treppe hinauf, erreichen die kleine, hoffnungslos unaufgeräumte, heruntergekommene Wohnung und setzen sich auf das Sofa, das Lieblingsmöbelstück Wittgensteins, ein Erbstück seiner Eltern. Rückblickend schreibt Bernhard: «Heute kann ich nicht mehr sagen, *was* wir auf dem Sofa sitzend gesprochen haben, aber ich bin bald aufgestanden und habe mich verabschiedet und meinen hoffnungslos auf seinem schwarzgrünen Sofa sitzengebliebenen Freund alleingelassen. Ich hatte ihn nicht mehr ausgehalten, fortwährend dachte ich, dass ich ja schon nicht mehr mit einem Lebendigen, sondern mit einem längst Toten zusammensitze und ich habe mich von ihm zurückgezogen. Noch während ich in seiner Wohnung gewesen war, hatte er, die Hände zwischen die Knie gepresst, zu weinen angefangen, weil er plötzlich wieder ganz genau gesehen hatte, dass das Ende da war, aber ich wollte mich nicht mehr umdrehen und bin über die Treppe so rasch als möglich ins Freie» (127f.). Bernhard macht sich nichts vor, auf einer Parkbank kommt er zu sich und versucht sich klar zu machen, was geschehen ist. Er beschönigt nichts, sondern fragt danach, wie es dazu hat kommen können: «Ich dachte, da auf der Parkbank sitzend, dass es möglicherweise das letztemal gewesen war, dass ich den Freund gesehen habe. ... Und wie allein dieser Mensch auf einmal gewesen war, das erschütterte mich am tiefsten» (128). Bernhard besinnt sich darauf, wie hoffnungslos allein er selbst *vor* der Begegnung mit Wittgenstein gewesen war,

dass er nur durch die Impulse der Freundschaft mit ihm die chronischen Selbstmordgedanken überwunden habe. Ihm wird klar, dass man die wirklichen Freundschaften im Leben – wenn überhaupt – an einer Hand abzählen könne (vgl. 131). Und nach einer Abschweifung über die Kaffeehäuser, die sie in Wien gemeinsam aufgesucht haben, kommt es zur Annäherung an die Frage, wie und warum er den beinahe schon *Erloschenen* sich selbst überlassen konnte. Bereits vorher heißt es im Blick auf zufällige Begegnungen in den Gassen Wiens: «Ich getraute mich nicht, ihn anzusprechen. Ich ertrug lieber mein schlechtes Gewissen als die Begegnung mit ihm. Ich beobachtete ihn und ging, mein schlechtes Gewissen unterdrückend, nicht auf ihn zu, ich fürchtete ihn auf einmal. Wir meiden die vom Tod Gezeichneten und auch ich hatte dieser Niedrigkeit nachgegeben. Ich mied in den letzten Monaten seines Lebens meinen Freund ganz bewusst aus dem niedrigen Selbsterhaltungstrieb, *was ich mir nicht verzeihe*. Ich sah ihn von der einen Straßenseite aus auf der andern wie einen, der schon längst abgemeldet ist von der Welt, der aber noch immer gezwungen ist, auf ihr zu sein, der nicht mehr auf sie gehörte, aber doch noch in ihr zu sein hatte. An seinen abgemagerten Armen hingen *grotesk, grotesk*, Einkaufsnetze, in welche er sich Gemüse und Obst gekauft hatte, das er nach Hause schleppte, naturgemäß immer Angst habend, jemand könne ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit und Armseligkeit sehen und sich darüber Gedanken machen, ... Ich beobachtete ihn und schämte mich gleichzeitig. Denn ich empfand es als Schande, nicht am Ende zu sein, während der Freund es schon war. Ich bin ganz einfach kein guter Mensch. Ich zog mich von meinem Freund zurück wie seine anderen Freunde auch, weil ich mich wie diese, vom Tod zurückziehen wollte. Ich fürchtete die Konfrontation mit dem Tod. Denn *alles* an meinem Freund war schon der Tod gewesen.» (148f.) Und kurz vor Schluss des Buches heißt es: «Ich hatte, genauso, wie diese Freunde, nicht mehr den Mut gehabt, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, also dachte ich, wenn ich unter seiner Wohnung im Bräunerhof meinen Kaffee getrunken habe, dort jetzt schon lange allein ohne ihn neben seinem leeren Platz sitzend und auf die Stallburggasse hinausschauend, das Bräunerhof auf einmal nicht nur wegen der Abwesenheit Pauls, sondern weil ich es jetzt auch ohne ihn *doch* immer wieder aufsuchte, doppelt hassend, dass ich möglicherweise in meinem ganzen Leben keinen besseren Freund gehabt habe, als den, der über mir in seiner Wohnung mit Sicherheit in einem erbarungswürdigen Zustand in seinem Bett zu liegen hatte und den ich, ja tatsächlich aus Angst, mit dem Tod *unmittelbar* konfrontiert zu sein, nicht mehr aufsuchte» (160f.). Die großen Themen, die mit dieser Freundschaft verbunden sind, ziehen noch einmal am Bewusstsein vorbei: die Krankheit, die Leidenschaft für die Musik, die Philosophie, die kompromisslose Liebe zur Wahrheit, die Verachtung der Heuchelei und Geschichtsverdrängung

in Politik und Gesellschaft – und ein unvergesslicher Satz, der bereits als Motto dem Buch voransteht: «Zweihundert Freunde werden bei meinem Begräbnis sein und du musst an meinem Grab eine Rede halten» (164). Es waren am Ende nicht einmal zehn, und Bernhard hat die Rede nicht gehalten, die er hätte halten sollen, geschweige denn das Grab des Freundes auf dem Wiener Zentralfriedhof besucht.

Wirft dieses Verhalten nicht aber auch Rückfragen auf? War diese Freundschaft wirklich eine Freundschaft im emphatischen Sinn – oder erschöpfte sie sich in einer schöngeistigen Wahlverwandtschaft, die mit dem zunehmenden Verfallsprozess des einen für den anderen an Attraktivität verlor?¹⁶ War Wittgenstein für Bernhard nur solange interessant, als er die außergewöhnlichen Qualitäten besaß, die er zweifellos hatte – oder hat er den Freund über seine Vorzüge hinaus auch als Person wahrgenommen? Es ist ein Topos der antiken Freundschaftslehre, dass ein Freund bereit sein solle, für den anderen bis in den Tod hinein einzustehen. Hier scheint nicht einmal die Bereitschaft gegeben, den anderen in seinem Sterben zu begleiten, ihm in seiner Vereinsamung beizustehen.

Und doch wäre es leichtfertig, hier von außen Urteile zu fällen und womöglich mit der Attitüde der moralischen Überlegenheit den Zeigefinger zu heben. Bernhard ringt selbst mit seinem Verhalten; er führt die Klippen von Krankheit, Alter und Tod klar vor Augen, an denen Freundschaft zerschellen kann und faktisch immer wieder auch scheitert. Niemand wird leugnen, dass es schwierig sein kann, die Kommunikation unter Freunden aufrechtzuerhalten, wenn die Kommunikationsfähigkeit des einen radikal abnimmt. Bernhard, der selbst von einer lebensbedrohlichen Krankheit gezeichnet ist, schreibt, dass er die Begegnung mit dem gesundheitlichen Ruin des Freundes nicht mehr ertragen und ausgehalten habe. Er selbst artikuliert aber auch sofort das Unbehagen: Hätte sich echte Freundschaft nicht gerade angesichts dieser Klippen von Krankheit, Alter und Tod bewähren müssen? Müsste nicht die Kommunikation unter Freunden selbst den Kommunikationsabbruch noch mit umgreifen und das *decrecendo* bis zum Verstummen mitvollziehen? Mit schonungsloser Offenheit gesteht er ein, im Letzten der bedrückenden Nähe des Todes ausgewichen zu sein und den Freund sich selbst überlassen zu haben. Dieses Eingeständnis gehört zu den eindrucklichsten Passagen des Buches (und es verwundert, dass ein Kritiker wie Marcel Reich-Ranicki sie in seinem Versuch über *Wittgensteins Neffe* überlesen zu haben scheint). Die tausend Gründe, die man dafür anführen könnte, der Präsenz des Unerträglichen auszuweichen, werden von Bernhard als letztlich untragbare Scheingründe entlarvt. In die Wahrheit kommen, das heißt hier für ihn einzusehen, dass er das einzig Richtige, was er hätte tun müssen, nicht getan hat. Die Reue darüber, dem todkranken Freund vorzeitig den Rücken gekehrt zu haben, dieses Sich-selbst-nicht-

Verzeihen-können, führt – wenn man so will – zu einem literarischen Versuch posthumer Wiedergutmachung. Man kann *Wittgensteins Neffe* daher durchaus als späten Nachruf, ja als Epitaph lesen, der den Verrat widerruft und dem verstorbenen Freund über den Tod hinaus die Treue zu halten versucht. Schriftwerdung des Gewesenen als Revokation der Untreue und Protest gegen den Tod. Auch wenn es überzogen wäre, von einer Auferstehung durch Schriftwerdung zu sprechen, so hat Literatur doch immer auch den heimlichen Ehrgeiz, die Zeit zu widerrufen. Im Aufbewahren des Gewesenen aber ist sie dem theologischen Anliegen verschwistert, die Zeit in den Horizont der Rettung zu stellen, ohne selbst retten zu können. Die Lektüre von *Wittgensteins Neffe* lässt zwischen den Zeilen das Idealbild eines Freundes entstehen, der nicht nur bereit wäre, für den anderen bis in den Tod hinein einzustehen, sondern auch imstande wäre, die Freundschaft über den Tod hinaus zu retten. Ob Rettung jenseits der Literatur für den Schriftsteller Thomas Bernhard eine Perspektive gewesen ist, bleibt ein Geheimnis, das er selbst mit in den Tod genommen hat. Seinem *Vermächtnis einer Freundschaft* ist dies nicht zu entnehmen.

ANMERKUNGEN

¹ Thomas BERNHARD, *Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft*, Frankfurt/M. (1982) 1987. Im Folgenden werden die Seitenzahlen in Klammern angegeben.

² Thomas BERNHARD, *Der Untergeher*, Frankfurt/M. (1983) 1988, 142.

³ Vgl. nur PLATON, *Symp.* 179b: «Ja, füreinander zu sterben, sind allein die Liebenden bereit.» – ARISTOTELES, *Nikomachische Ethik*, 1169a: «Aber von dem Edlen ist es auch wahr, dass er für die Freunde und für das Vaterland Vieles tut und auch stirbt, wenn es sein muss.» – SENECA, *Epistulae*, I, 9, 10: *in quod amicum paro? Ut habeam pro quo mori possim, ut habeam quem in exsilium sequar, cuius me morti opponam et impendam.*

⁴ Vgl. zu diesem Motiv Jacques DERRIDA, *Politik der Freundschaft*, Frankfurt/M. 2002. – Vgl. auch das Freundschaftskapitel in: Jean-Luc MARION, *Le phénomène érotique*, Paris 2003.

⁵ Vgl. Marcus Tullius CICERO, *Laelius de amicitia – Laelius über die Freundschaft*. Lateinisch-deutsch, hg. von Max Faltner (Tusculum-Bücherei), München 1980.

⁶ Aurelius AUGUSTINUS, *Die Bekenntnisse*. Eingeleitet und übertragen von Hans Urs von Balthasar (Christliche Meister 25), Einsiedeln 1985, 91-97, hier 92: «Da wurde mein Herz vor Schmerz verfinstert, und was immer ich ansah, war tot.»

⁷ Michel de MONTAIGNE, *Über die Freundschaft*, in: DERS., *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stillet, Frankfurt/M. 1998, 98-104, hier 102. Bereits HORAZ hatte in seinen *Oden* (I, 3) den Freund als die Hälfte seiner Seele besungen.

⁸ Ebd. 104.

⁹ Jacques DERRIDA, *Adieu. Nachruf auf Emmanuel Levinas*, München 1999. – Ganz anders war das Verhalten Martin Heideggers zu seinem früheren Lehrer Edmund Husserl: «Husserls Enttäuschung über das Ende seiner Seelebsfreundschaft mit dem geliebten Jünger, über dessen philosophischen und persönlichen Verrat war tief. Schon 1928 ermaß er den Abgrund: «Ich spreche kein Urteil über seine Persönlichkeit aus – sie ist mir völlig unverständlich geworden. Er war fast



ein Jahrzehnt lang mein nächster Freund, damit ist's natürlich am Ende: Unverständlichkeit schließt Freundschaft aus – diese Umwendung in der wissenschaftlichen Schätzung und im Verhältnis zur Person war eine der schwersten Schicksale meines Lebens.» GEORGE STEINER, *Der Meister und seine Schüler*. Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer, München 2003, 100.

¹⁰ Marcel REICH-RANICKI, *Thomas Bernhard. Aufsätze und Reden*, Zürich 1990, 21–32.

¹¹ Vgl. zur Schreibtechnik neuerdings die Studie von Christoph KAPPES, *Schreibgebärden. Zur Poetik und Sprache bei Thomas Bernhard, Peter Handke und Botho Strauss*, Würzburg 2006, bes. 185–194.

¹² So Gina HONEGGER, *Thomas Bernhard. «Was ist das für ein Narr?»*, München 2003, 31. Die Autorin zeigt überdies, dass sowohl die Philosophie als auch die Person Ludwig Wittgensteins eine nachhaltige Faszination auf Thomas Bernhard ausgeübt haben. Greifbare Spuren dieser Faszination lassen sich in seiner literarischen Produktion – vor allem in seinem Roman *Korrektur* (1975) – nachweisen (ebd. 217–249).

¹³ Vgl. zum Hintergrund HONEGGER, *Thomas Bernhard*, 238–244.

¹⁴ Über den frühen Aufenthalt in der Lungenheilstalt «Grafenhof» bei Salzburg berichtet Rudolf BRÄNDLE, *Zeugenfreundschaft. Erinnerungen an Thomas Bernhard*, Berlin 1999.

¹⁵ Chronologischen Recherchen HONEGGERs zufolge (vgl. *Thomas Bernhard*, 241) hielt sich Paul Wittgenstein zur Zeit der Lungenoperation Bernhards nicht in Steinhof auf.

¹⁶ «Wir glauben, wir haben einen Freund, und doch sehen wir mit der Zeit, dass wir gar keinen Freund haben, weil wir absolut niemand haben, so er [sc. Wertheimer]» – heißt es an einer Stelle in THOMAS BERNHARD, *Der Untergeher*, Frankfurt/M. 1988, 70. Und später findet sich das Motiv rückblickenden Bedauerns, wenn der Ich-Erzähler im Blick auf den Selbstmord Wertheimers sein «schlechtes Gewissen» eingesteht, «das mit der Tatsache noch nicht fertig geworden war, Wertheimers Briefe nicht beantwortet zu haben, ihn mehr oder weniger schmäählich alleingelassen zu haben, dass ich aus Madrid nicht wegkömme, war ja nur eine gemeine Lüge gewesen, die ich einsetzte, um mich meinem Freund nicht ausliefern zu müssen, der sich von mir, wie ich jetzt sehe, die letzte Möglichkeit des Überlebens erwartet hatte.» (ebd. 81)

